

Die vier Eidgenossen.

Von Hans Langhans.

Potor Gradnitoff verstand es aus- gezeichnet mit dem Feldwebel Stowilagen- to. Er war bereits in seinem zweiten Dienstjahre Kampagnienführer. Ein unerhörter Fall in der Ge- schichte des Regiments. In Potor Gradnitoff mußte etwas Besonderes geschehen. In seiner Amtsbeziehung als Kampagnienführer war Potor Gradnitoff ein Künstler und Menschenfreund. Ein Künstler aus Veranlagung, ein Menschenfreund, ohne es zu wollen. Die Wachtposten seiner Besuche und Gesuche malte er auf den verschönten, an den Ecken umgebogenen Altbogen mit Schöpfung, dazu mit Genauigkeit und Bedachtigkeit. Die beiden letztgenann- ten Eigenschaften mußte der Feldwebel Stowilagen- to besonders zu schätzen. Sie ließen ihm Zeit für seine Gesell- schaft und Kammermusik; er war ein Liebhaber erlesener Vrat. Im Krieg war ihm Potor geradezu unerfeh- lich. Denn er verstand sich wie keiner darauf, selbst da, wo russische Trup- pen Land und Leute ausgefressen hat- ten, ein Huhn, einen Hahn oder ein Kaninchen aufzutun und diese leter zugubereiten. Dabei war er von Be- ruf — nun, das ist eine Geschichte, der wir noch auf den Busch klopfen werden. In Potor Gradnitoff steckte eben etwas Besonderes.

Die Kompanie, in der er stand, ge- hörte zu den Armeen die den Befeh- lungsbefehl in Galizien führten. Seit gerade zwei Tagen lag das Regiment in einer vorgeschobenen sehr gefährde- ten Stellung. Potor Gradnitoff hätte es lieber gesehen, wenn man das mit großer Mühe besetzte Dorf ganz aufgegeben und sich hinter die in sei- nem Rücken gelegenen Höhen zurückge- zogen hätte, zumal die österreichischen Hauptbatterien mit beunruhigender Sicher- heit schossen. Und wenn Potor Gra- dnitoff dieser Ansicht war, so kam das nicht allein daher, daß der Feld- webel Stowilagen- to sich für ihre Rich- tigkeit ihm gegenüber ins Zeug gelegt hatte.

In einem kleinen Haus am östli- chen Ausgang des Dorfes hatte der Feldwebel mit seinem Stab, das heißt mit Potor Gradnitoff, Unterschlupf gefunden. Eben war dieser damit beschäftigt, in der Küche ein Huhn, das er im Schweinefall aufgehört hatte, in einem leuchtend gereinigten Kucheneimer mit einigen erfröhren- den Stücken unter Zusatz von Reiten- pfeffer und etwas Jint abzubrühen, als er sich von seinem Feldwebel, der den beiden Betten der vertriebenen Haus- bewohner in der kleinen Schlafstube lag, gerufen hörte.

Potor Gradnitoff, Du hast vor- gestern einen Brief bekommen. Ich habe niemand gefunden, der ihn mir vorlesen konnte, die Schweine! Was Du ihm mir vor, Söhnchen! Potor Gradnitoff nahm den Brief. Seine kleinen Augen glänzten. Das heißt, eigentlich glänzte wohl nur seine Seele; denn die Augen waren ganz hinuntergeschlupft unter die zusam- mengewinkelten Lider, die ihrerseits von einem Kranz von Falten um- wehen waren. Dann aber hielten wehmütige Züge Einkehr in sein Ge- sicht, und seine Augen glänzten nun wirklich.

Nun, was steht in dem Briefe? Lies, Du Söhnchen! „Das ist ein sehr trauriger Brief“, sagte Potor Gradnitoff und meinte dabei so gut ein Mann meinen kann, zumal wenn er keinen Grund dazu hat. „Das ist eine sehr traurige Ge- schichte! Ich habe es erwartet! Nun bin ich allein. Jetzt ist auch Iwan ge- fallen. Der arme Iwan! Er war der zweitjüngste und wäre jetzt schon ein halbes Jahr in der Reserve. Die österreichischen Schweine! Samst, sein Freund und Nebenmann im Stieb, schreibt mir. Er hofft, daß ich noch lebe, der gute Samst. Aber nun will ich auch den Heldentod suchen!“

„Potor Gradnitoff, Du bist ein Därschadel! Laß andere Leute den Heldentod suchen, Söhnchen, die kein Amt haben wie Du! — Ist das alles, was in dem Brief steht?“ „Ja, Herr Feldwebel!“ „Wenn Du mich belogen hast, Du Hundesohn, dann schlage ich Dir die Augen aus dem Kopf!“ „Bei der heiligen Jungfrau!“ Damit war der Feldwebel Stowilagen- to zufrieden. Er spuckte in die Stube, zum Zeichen, daß er genug hatte und daß Potor Gradnitoff gehen konnte.

Potor Gradnitoff trat wieder vor seinen Eimer, in dem die Stedrüben aus das Huhn herumtopferten wie Ameisen um einen großen Fliegenla- dener, den sie nicht fortzuschleppen kon- nen. Noch einmal laß er den Brief. Seine Neugierde schlüpfte wieder unter die Lider, aber sein Gesicht zeigte sich nicht mehr in wehmütige Züge, vielmehr war es eine einzige grin- sende Falte. Dann steckte der Brief in die Brusttasche, knöpfte den Rock sorgfältig zu und rührte, ohne zu verschauen, heftig mit sei- nem Seitengewehr in der Hühner- brühe herum.

Als er genug gerührt hatte, setzte er sich auf einen Stuhl. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß er dem

Herrn Feldwebel Stowilagen- to die fertige Suppe in dem Eimer hätte darbringen müssen. Da setzte das Schicksal zu dem Streich an, der die Brühe und dem Herrn Feldwebel die Rechnung verdrub. Ein unbes- chreiblich heftiges Geseheuer, das wie das Rauschen eines Webers klang, prasselte mit einem Mal in die Stra- ßen des Dorfes, auf das armselige Häuschen, riß aus den Außenmauern Staub und Steindroben, klicte durch die splitternden Fensterscheiben, klatschte querschlagend auf die getünch- ten Zimmerwände und spritzte knal- lend auf dem Holzboden umher. Potor Gradnitoff witterte, worauf das hinaus sollte. Wie eine erschreckte Krage sprang er in die Zimmerede an der Fensterwand, rollte sich zu einem einzigen Häuflein zusammen. Hier war er am sichersten vor den österrei- chischen Springschüssen. So hatte er gute Weile.

Da fing es zu einmal in Neben- zimmer an zu lächern und zu knirschen wie von aneinander sich reibenden Wetzsteinen, dumpfe Stiefelhiebe drohten auf dem Estrich, wie wenn ein Schlaftrunkener aus dem Himmel der Träume mit den Füßen auf den Boden der Wirklichkeit fällt, brum- mige Laute knurrten zu ihm herüber. Dann quälten sich überfüllende Wor- te heiser und trocken durch die geschlos- sene Zimmertüre:

„Potor, Du Hundesohn, die öster- reichischen Schurken kommen. Dad' dich her zu mir, jetzt können wir noch froh! Bergieh das Huhn nicht und beil' Dich!“

Potor Gradnitoff buckelte sich fe- ster in die Zimmerede. Was ging ihm der Feldwebel Stowilagen- to an. Er hatte ihm ja gesagt, er wolle nun auch den Heldenstolz suchen. Möchte er denken und tun, was er wollte. Dann hörte er, wie er aus dem Hause polterte und wie seine heiser alarm- brüllende Stimme von der Luft und von der Entfernung verschluckt wurde.

Nun wurde es still. Das Gewehr- feuer hörte auf. Potor Gradnitoff mußte, was es galt: Leben oder Tod. Er rührte sich nicht. Sein Herz tudente wie ein Telegraphenapparat. Das Verhängnis mußte kommen. Und das Verhängnis kam. Rom gröhnd und trampelnd vor die Tür des Hau- ses, knippte durch das weiland Schlaf- zimmer des fürsorglichen Feldwebels Stowilagen- to und polterte Gewehr- spieße vor sich herführend, in das Zimmer. Da wadelten sich aus dem zusammengebuckelten Häuflein in der Ecke der Zimmerwand zwei lange Ar- me heraus, zwei schmutzige Handteller mit ausgepreizten Fingern flatterten hin und her wie zwei Papirdrachen im Winde. Gespensterhafte Arme ei- nes Ermordeten, die aus dem Grabe den Rachegeistern winkten. Aber Potor Gradnitoff war noch nicht tot, er atmete auf; die Gewehrspieße jentten sich und staken in dem biden Brodem der verdunsteten Hühnerbrühe und in dem qualmigen verschwebenden Holz- feuer. Potor Gradnitoffs Mundwin- kel grinnten von einem Ohr zum an- dern; seine stumme Sprache war ver- standen worden. Als er, von vielen Muskelhebeln emporgestiegen, auf den breiten Füßen stand, mußte er sich die biegelnden Kniekehlen reiben, sonst wäre er zusammengesunken. Dann packte ihn einer unter den Arm schob ihn vor sich hin, hinaus aus dem Haus, hinter das Dorf, über Felder, bis er vor einem Offizier stand.

„Was bist Du! In welchem Regi- ment steht Du? Wie heißt der Füh- rer Deines Regiments?“ „Ei, das traf sich gut! Ein öster- reichischer Offizier, der Russisch sprach. Potor Gradnitoff gab Rede und Antwort, wie es sich einem Offi- zier gegenüber für einen Gemeinen ge- bührt. Als er zu Ende berichtet, küßte er dem fremden Offizier die Hand. Der wischte sich die Hand an der Hofe und sprach:

„Warum hast Du Dich ergeben und Dich nicht gewehrt, wie es sich für einen Soldaten gebührt?“ „Das ging nicht mehr, Herr Offi- zier“, antwortete Potor Gradnitoff, „nachdem Alexsejoff, Sergejeff und Iwan sich ergeben hatten. Ich war nun als der Letzte an der Reihe. Wären sie gefallen, hätte ich den Helden- tod sterben müssen. Aber wir sind vier Brüder und hatten es uns ge- schworen, uns wiederzusehen.“ „Und warum das?“

„Sehen Sie, Herr Offizier, wäre nur einer von uns gefallen, so wären die anderen nach dem Kriege ins Un- glück gekommen. Wir haben zusam- men in Odessa ein Geschäft, das uns und eine alte Tante ernähren muß.“ „Und was für ein Geschäft ist das?“

„Es ist eine wahre Hundearbeit und man muß die Hände dabei rühren. Jeder von uns hat sein schweres Teil davon zu tragen. Unsere Tante ver- kauft auf der Puschinstaja in Odessa silberne Hülsen für Streichholzschä- reln, das Stück zu fünfzig Kopelen, auf die ich mit dem Stichel das Wort „Vergiftmeinnicht“ eingraviert habe. Alexsejoff hat ihnen die schmutze Form gegeben und sie poliert, bis sie „schön“ geworden sind. Sergejeff hat sie in einer Maschine gegossen. Und die alten Blechbüchsen und die weggeworfen- en Metallreste, die Iwan in dem Schmelz- tessel schmilzt, habe ich in

den Rehrichthausen und in den Stra- ßen mit viele Mühe gesammelt.“ „Wäre nun einer von Euch vier Brüdern wirklich gefallen, hätte da- sein Fremder für ihn in den Handel einbringen können?“ „Nein, Herr Offizier, es sind da noch andere Sächchen dabei. Es gibt Zeiten, wo das Geschäft sehr schlecht geht. Da muß man sich zu helfen wissen. Eine Maschine, in der silberne Streichholzschärelhülsen zu fünfzig Kopelen das Stück gegossen werden, ist wohl auch gut für Silber- stücke zu fünfundsiebenzig und fünfzig Kopelen das Stück. Dabei kann man sich ganz auf sie verlassen. Man weiß aber nie ob man in einem fremden eine ehrlichen Menschen vor sich hat.“

„Nun begreife ich allerdings“, sagte der Offizier, „daß keiner von Euch vier Brüdern fallen durfte.“

Die Gefundenen.

Eine wahre Geschichte von Bruno Demmer.

Es war Anfang Juli 1914, an ei- nem herrlichen Sommerabend. Ein frischer Westwind strich vom Finni- schen Meer über das erschlafte Petersburg und brachte nach des Tages Last und Hitze die ersehnte Küh- lung.

An solchen Abenden ist die Rewa- Insel Ziel vieler, die der Erholung und Zerstreuung suchen. Hier liegt, inmitten eines prächtigen alten Parkes, das kaiserliche Schloß Zegalin, seit vielen Jahren von kei- nem Mitgliede der kaiserlichen Fam- ilie mehr bewohnt. Ungehindert ergehen sich hier zahlreiche Besucher.

Wie ein gewaltiger Feuerball ging das Tagesgestirn zur Rüste. Tiefer und tiefer sank es, und dunkler wur- den seine Glut. Dann tauchte es ins Meer, und wie flüssiges Feuer, wie schwimmende Glut, wie ein Meer von Blut wogte es überall. Und alle, lindiische Leute sagten: „Es gibt Krieg.“

Langsam zerstreuten sich die Besu- cher. Zu den letzten, die sich zum Gehen wandten, gehörten zwei Män- ner, ein stämmiger, kräftiger Finnzü- ger und ein schlanker, junger Mensch, noch nicht zwanzig. Schweigend gin- gen sie nebeneinander her, unruhig und bisweilen schwankend, wie Leute, die nicht recht sehen. In ihren Augen stand noch die Glut der sinkenden Sonne, in deren Pracht sie sich so lange wortlos vertieft hatten.

Als sie über die Kretowaschki-Brücke gingen, der Stadt zu, deren Dunst- teigen bereits zahllose Lichter durch- drangen, brach der Jüngere das Schweigen. Er sprach Deutsch. „Vater“, morgen über acht Tage kann ich meinen Urlaub antreten. Herrn Lebedew ist es lieber, ich gehe jetzt bei stillen Geschäft als später, wenn es wieder lebhafter wird. Er gibt mir drei Wochen. Und wenn die abgelassen sind und nicht mehr zu tun ist, als jetzt, noch eine vierte.“

„Es herrscht in allen Zweigen von Handel und Gewerbe eine merkwür- dige Stille“, befähigte der Vater, Produkturist des angesehenen Bankhau- ses Haase & Co., Newski 13. „Ja, siehst du. Und diesen Urlaub möchte ich in Deutschland verbringen.“

Der Vater sagte nichts. „Ich liege dir nicht auf der La- sche“, begann der Junge wieder. „Du weißt, daß ich 300 Rubel dafür ge- spart habe.“

Der Vater schüttelte den Kopf. „So meine ich's nicht. Aber in po- sitiv unruhigen Zeiten geht man nicht ins Ausland.“ „Aussland?“ fuhr der Junge über- rascht auf. „Aussland? Das sagst du, Vater? Du, Karl Bergmann, der Deutsche? Der mich mit Liebe für alles Deutsche erfüllt hat? War- um bist du nicht Russe geworden, wenn du Russland als deine Heimat ansehst?“

„Doban kann keine Rede sein“, meinte Bergmann sein. „Ich habe mich doch schon so dar- auf gefreut“, sagte der Junge in bit- terem Tone. „Soll ich auch 52 Jahre alt werden wie du, ohne mein Vaterland gesehen zu haben?“

Es war dunkel geworden. Der Junge sah nicht, daß der Alte wie schuldbewußt in sich zusammenbrach. „Ich hatte nie Zeit dazu“, sagte er nach einer Weile geistlos. „Mein gan- zes Leben ist Arbeit gewesen. Man sagt hier nicht umsonst: Der arbeitet wie ein Deutscher. Und dann nahm ich eine Frau. Und dann kamst du, und dann die Else, der Hans und der Kurt. Und Mutter trankelte. Und statt nach Deutschland mußten wir jeden Sommer zur kurzen Er-holung nach Finnland. So blieb es bis heute.“

Der Vater tastete nach der Hand seines Jüngers und hielt sie fest. „Aber du hast recht, Frey. Ich will dir nichts in den Weg legen. Wenn du dich dir dein Deutschland an- das gelobte Land der Ordnung, des Fleißes und der Sauberkeit. So- nannte es immer mein Vater. Und er fügte hinzu, wenn in Russland nicht Ordnung, Ehrlichkeit und Zucht ein- haben, werde es nie eine Zukunft geben. — Nein, Frey, ich lege dir nichts in den Weg. Geh nach Deutsch- land. Ich schreibe noch heute nach Berlin an Onkel Will.“

Mitte Juli kam Frey Bergmann nach Deutschland nach Berlin. Die Briefe an seinen Vater, von denen al- lerdings nur die ersten ankamen, schilderten seine Empfindungen. „Wie kann man in Petersburg leben, wenn man Berlin kennt! Im kleinsten Vorort Berlins sind die Straßen besser gepflastert als im besten Teil Petersburgs. Und von der Ord- nung und Sauberkeit hier machst du dir keinen Begriff.“

Dann kam der Krieg. Der Schwung und die Begeisterung rissen auch den jungen Bergmann mit, und er fand es ganz selbstverständlich, daß er gleich unter den Ersten als Freiwilliger in das deutsche Heer eintrat. — Zur selben Zeit fand in Peters- burg der von der Nowoje Wrenja angeführte und von ihrem Reak- tionshaufe am Newski-Prospekt aus- gehende Sturm auf die deutsche Bot- schaft statt.

Karl Bergmann sah ihn mit an und wußte nun, daß auch seine Stunde bald geschlagen haben mußte. Nur seinem vorgerückten Alter hatte er es zu danken, daß er nicht wie andere deutsche Staatsangehörige in entfernte Gouvernements im Innern Ruß- lands verschickt wurde.

Eines Tages ließ Herr Haase, Chef des Bankhauses Haase & Co., seinen Proturisten rufen. „Ich muß einiges Persönliche mit Ihnen besprechen, lieber Bergmann.“ Der Chef sah nachdenklich zum Fen- ster hinaus.

„Mach's kurz“, dachte Bergmann. — „Sie müssen mich entlassen, Herr Haase“, sagte er laut. „Am Gottes willen, ich denke nicht daran. Aber Sie müssen Russe wer- den. Sie müssen noch heute Ihr Ge- such um Aufnahme in den russischen Staatsverband einreichen. Sie sind in Petersburg geboren, haben Ruß- land nie verlassen — ich werde auch an zukünftiger Stelle darauf hinwir- ten — es wird zweifellos in kürze- ster Frist genehmigt.“

Bergmann schwieg. Dann schül- telte er den Kopf.

„Ich werde kein solches Gesuch ein- reichen, Herr Haase.“ „Machen Sie keine Geschichten, Bergmann. Lassen Sie sich durch die tief debauerlichen Vorgänge der letz- ten Tage doch nicht in falsche Gefüh- le hineinziehen. Sie haben Deutsch- land nie gesehen, na, und schließlich — ubi bene, ibi patria.“

„Ich kenne nichts Verlogeneres als dieses Sprichwort. Ihr Vater, Herr Haase, blieb innerlich doch ein guter Deutscher, obwohl er — aus Geschäftsgründen — Russe wurde.“ „Es verlangt ja auch kein Mensch von Ihnen, daß Sie innerlich Russe werden sollen. Machen Sie's wie mein Vater und — der Bankier dampfte seine Stimme noch mehr — „ich. Gedanken sind tollfrei. Emp- findungen auch.“

Bergmann sann einige Augenblicke nach. Dann sagte er mit einer Stim- me, die von weither zu kommen schien: „Ich entsinne mich, in meiner Jugend eine merkwürdige Geschichte gelesen zu haben. Von einem Mann, dessen Gestalt keinen Schatten warf. Der Mann hieß Peter Schmil. Der fehlende Schatten war das Vater- land.“ Bergmann richtete sich straff auf. „Ich reiche kein Gesuch ein, Herr Haase.“

Ein langes Schweigen entstand. Der Bankier war sehr ernst geworden. „Überlegen Sie sich noch eins: Es ist sehr verständlich, daß das Bank- haus Haase & Co. einem alten, hoch- verdienten Proturisten sein Gehalt als Ruhegehalt weiterbezahlt. Der Tag ist aber nicht fern, an dem alle älteren deutschen Staatsangehörigen Rußland werden verlassen müssen. Sie werden nach Deutschland gehen. Ich kann nicht bürgen, daß es immer möglich sein wird; Ihnen auch dort- hin Geld zu senden. Ganz abgesehen davon, daß man mich nach Sibirien schickt, wenn es herauskommt, daß ich Deutsche im feindlichen Ausland unter- stütze. Und denken Sie nicht, daß es Ihnen in Deutschland leicht fallen wird, sofort eine passende Stellung zu finden. Erwägen Sie das alles im Interesse Ihrer Familie und dann handeln Sie, wie Sie müssen.“

„Ich werde Steine klopfen und Schnee schippen, Herr Haase. Und damit wäre auch das überlegt.“ „Dann leben Sie wohl, Herr Berg- mann“, sagte der Bankier, und seine Stimme bebte leicht. „Und seien Sie versichert, daß ich alles daran setzen werde, um Ihnen die Bezüge auszu- zahlen zu lassen, die das Bankhaus Haase & Co. seinem Proturisten für dreiunddreißigjährige Dienste schul- det.“

Über das Schicksal der deutschen Familie Bergmann ist nur noch wenig zu berichten. Es wurde mit vie- len anderen durch Erfolg des Stadt- hauptmanns von Petersburg ausge- wiesen und lebte über Finnland und Schweden nach Deutschland zurück. Aber so kann man ja von der Fam- ilie Bergmann nicht sagen, denn sie war nie in Deutschland gewesen. Frey Bergmann wurde in der Schlacht bei Kutno verwundet, und so floß das Blut der Bergmanns zum feierlichen Zeichen dafür, daß sie nun endlich in ihr Vaterland heimgefunden hatten.

Ein portugiesisches Stiergefecht.

Von Alfred Kröger.

Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, Spanien und Portugal zu besuchen, der wird sich den Genuß nicht entge- hen lassen, sich das charakteristische Vergnügen beider Länder, den Stier- kampf, anzusehen. Was ihn aber in Spanien mit Ekel und Entsetzen er- füllen wird, das wird ihm in Portu- gal eine Belustigung sein. Dem portu- giesischen Stierkampf oder auch „Corrida“ genannt, fehlt vollständig das blutdürstige und elterregende, das die spanischen Kämpfe auszeich- net, obgleich sich der Kampf in fast derselben Form vollzieht als in Span- nien, so gibt es in der portugiesischen Arena doch niemals Tote, selten Ver- wundete. Weder der Stier, noch sein Pferd sind ernstlich bedroht.

Am eindrucksvollsten und schönsten sind die Stiergefächte natürlich auf dem großen Stierkampfsplatz, dem Campo Pequeno in Lissabon, in des- sen Mitte sich ein eigens hierzu er- bauter feinerer Zirkus befindet.

Im Innern des gewaltigen Rund- hauses, dessen feinerer Stige sich wie in einem römischen Amphitheater in die Höhe schlängeln, ist schon alles lange vor Beginn besetzt. Händler mit Rissen, die vor Hartigigen schüben, durchlaufen schreiend die engen Pas- sagen und auch der unvermeidliche Capläverekäufer, der sein Gemisch von Sirup, Wein und Zucker anbietet, macht hier seine Geschäfte. Um 4 Uhr ist die Corrida angefangen und pünkt- lich um 4 Uhr beginnt es auf den Galerien und von dort aus in den Logen und den Manegeplätzen zu trampeln und zu zischen, als wäre man kurz vor dem Ausbruch eines Volksaufstandes. Das sind aber Um- fahrungen, die die Sitten des Volkes mit- schubringen, und der Eingeweihte wird sich keineswegs über die Unruhe des Volkes wundern, er wird vielleicht auch selbst mit trafeeln; denn kein Theater, kein Zirkus, kein Vergnügen, in welchem nicht die Zuschauer durch unruhiges Benehmen das Signal zum Anfang geben. So geht denn auch kurz nach dem Spektakel die Musik ein und das Spiel nimmt seinen An- fang.

Von den beiden Herolden begleitet halten die Stierkämpfer, die Toreros, ihren Einzug. Voran die Espada- dos Matadores, die den Stier töten sollen, wenigstens provisorisch, ihnen folgen die Cabas, die mit ih- ren blutroten Tüchern das Tier in Wut bringen, schließlich folgen die Caballeros oder die Langenreiter, die mit ihren schönen und edlen, oft sehr wertvollen Pferden den Cloud des Jekes bilden, zum Schluß folgen noch eine Anzahl Galegos oder Bau- ernburschen, ganz in der National- tracht gekleidet, deren Aufgabe es ist, den wütenden Stier durch oft recht gefährliche Kunststücke zum Gaudium des Publikums zum Karren zu hal- ten.

Von Gold- und Silberstücken ist die Arena nun voll. Der Zug be- neigt sich nun zuerst vor der Tribüne des Präsidenten der Stierkämpfer, ehe er gleiche Ehre dem Präsidenten der Republik, der in einer gegenüberlie- genden Loge Platz genommen hat, zuteil werden läßt. Nach kurzem Rundgang verlassen die Kämpfer die Arena in der Reihenfolge wie sie kamen, nur einige Capas stellen sich hier und dort in der Arena auf und zwei Bandarillos mit einer kurzen, mit Büdernen geschmückten Lanze in jeder Hand, erwarten nun das Auftreten des Stieres.

Da ein Tusch. Die schweren eisen-ernen Türen öffnen sich, und hinein in die Arena stürzt sich, gebelnd von dem hellen Sonnenlicht, wild schau- elnd der Stier. Das Publikum bewillkommt sein Erscheinen mit wildem Geschrei und Gelächere und ob dieses Nordstankes steht das arme, verblendete Tier, dem übrigens die Hörner abgestumpft sind und mit Wuch unentwickelt sind, erstauunt in der Mitte der Arena und scharrt mit den Hufen gelangweilt den Sand. Es bedarf nun erst von seiten der Bandarillos und der Capas wiederholter Auffor- derungen, ehe sich der Stier bequemt, seine Wiederkehr anzugreifen. Es scheint fast, als sei er sich seines Da- seins nicht recht klar, aber endlich be- ginnt er doch seinen Spaß zu ver- stehen und stürzt sich, begleitet von dem wilden Aufschreien des Volkes, auf die roten Tücher, die ihm die Capas fortgesetzt vor die Nase halten. Nun ist der Stier endlich wütend ge- worden und das ist ja die Haupt- sache. Mit lustvollem Sprung spiehet ihm die Bandarillos nach noch einige Lanzen in den Nacken und die Wut ist vollkommen. Ist nun der Stier auf der Höhe seiner Wut angelangt, dann bricht das Spiel plötzlich ab, eine Herde zahmer Willkühler wird in die Arena getrieben und in deren Mitte läßt sich der buntbesetzte Stier anstandslos abführen.

Auf dieses Bild folgt ein anderes. Wie im ersten, so vollzieht sich auch hier die Reizung des Stieres, nur mit dem Unterschied, daß anstatt der Bandarillos die Langenreiter oder Caballeros in Aktion treten. Ihre Kunst besteht nun darin, dem wüten- den Stier, den sie mit ihren Lanzen reizen und der schließlich wild auf sie einstürzt, geschickt auszuweichen

und ihm hinterläßt ihre Lanzen in den Nacken zu stoßen. Dieser Akt des Kampfes ist eigentlich der interes- san- te, denn obgleich dem Stiere die Hörner abgestumpft sind, so wäre seine Kraft doch genügend, sie in die Weichteile des Pferdes zu bohren, und da die Pferde, deren sich diese Lan- genreiter im portugiesischen Stier- kampf bedienen, wie gesagt, oft edler und wertvoller Rasse sind, so kommt es hier ungeheuer viel auf Gewandt- heit und Ueberlegenheit an. Jeder gutgezielte Lanzenstich, bei dem die untere Hälfte mit Fahren und Hän- dern geschmückt im Nacken des Stie- res verbleibt, wird auch vom Volke mit brüllendem Beifallsgeräusche an- erkennend begrüßt. Ist nun der Stier genügend gereizt, dann beginnt für den Matador die Arbeit.

Ein schrilles Trompetensignal ver- kündet sein Auftreten. Ganz wie in Spanien verneigt er sich erst tief vor der Loge des Kampfspräsidenten und dann vor derjenigen des Präsidenten der Republik. Ganz wie in Spanien beginnt er sein Spiel mit dem wüten- den Stiere. Bald läßt er ihn freudig an sich vorüber schießen, bald setzt er mit tüchtigem Sprung über ihn hinweg, und schließlich wirft er Hut und Mantel in großem Bogen über die Arena, stellt sich mit entblößtem De- gen vor dem Stiere auf, und der spanischste Moment des Kampfes beginnt, den eine totenähnliche Stille auszeichnet. Genau wie kein spani- scher Kollege nimmt er den Stier, der milde und mit tieferabhängendem Kopfe vor ihm steht, aufs Korn. Er wirft einen Augenblick, seine Mus- keln krampfen sich zum Sprunge, er schnell vorwärts. Einen Augenblick lang bilden Mensch und Tier eine einzige Waffe, dann löst sich die bunte Gestalt des Mannes, stolpert ein paar Schritte ab und der Stier steht unbeweglich da. Aus seinem Nacken ragt, kaum sichtbar, die Spitze des Degens (die beim Stöße von der Klinge abdrückt), genau an der Stelle, wo im spanischen Kampfe der ganze Degen stecken würde. In jenem würde sie den Tod des Tieres unweigerlich zur Folge haben, hier aber vermindert sie ihn nur und kennzeichnet die Ge- schicklichkeit des Fehlers. Lauter Zu- beh des Volkes beglückwünscht ihn zu seiner Leistung. Hüte, Stöcke, Zigar- ren und Blumen von manch einer Schönen fliegen in die Arena, er ist der Held auf einen Augenblick. Ein neues Trompetensignal ertönt, die Milchfüße treten in Tätigkeit, und der Abgeschiedene ist froh, daß er mit einer leichten Wunde am Nacken da- vongekommen ist und läßt sich ab- führen.

Das dritte Bild vollzieht sich ge- nau so wie das erste und zweite, nur daß zum Schluß, nachdem der Ma- tador sein Opfer provisorisch abge- stochen hat, eine Schar Galegos in die Arena stürmt und das arme Tier bei den Beinen, Schwanz und Kopf festzuhalten versucht. Doch es dabei nicht immer ohne Hautabschürfungen abgeht, versteht sich, doch was ist das gegen die schöne Belohnung von 5 Milreis (20 Mark), die jedem zuge- scheidet ist, wenn es ihm gelingt, das wütende Tier auf Augenblicke zu bän- digen.

Jeht Stiere ist das wenigste, die in jedem Kampfe zur Vorführung ge- langen, und daß es sich bei diese- jenigen Vorführungen immer um einen, frischen Stier handelt, da- für birgt die Vernunft der Direk- tion, die es auf eine Täuschung dem Publikum gegenüber doch nicht an- kommen lassen möchte, denn der Por- tugiese versteht darin keinen Spaß. (Es ist schon vorgekommen, daß das Publikum, als es in einem der vor- geführten Stiere einen bereits erledig- ten Stier erkannte, und als die Di- rektion trotz des Protestes der Zu- schauer dennoch das Spiel fortsetzen wollte, Feuer an das Gebäude zu legen drohte.)

Dem portugiesischen Stierkampf fehlt also vollständig das düstere leidenschaftliche, das den spanischen Kampf durch seine Abtötung des Stieres auszeichnet. Der Kampfster ist kein Todesopfer, er ist nur ein sehr achtungsgebietender Gegner, dessen Wehrlosigkeit dadurch ausgeglichen wird, daß man ihm nicht nach dem Leben trachtet.

Wenn sich abends das Spiel seinem Ende neigt, dann tut der Friedlie- bende gut, sich noch vor dem eigent- lichen Ende fortzubehalten; denn in der Regel entspinnt sich in den engen Gängen und Ausgängen eine Drä- gelerei, die nur zu oft in Schlägerei ausartet und dem häßlichen Charakter des Portugiesischen zuschrei- ben ist. Zwar sorgt ein großes Schutzmännchenangebot unterstützt von einer Anzahl berittener Gardien für Ruhe, doch der Portugiese, der seinen Respekt kennt und am allerwenigsten gegen die hohe Obrigkeit, ist mit dem Messer sehr schnell bei der Hand.

Trotz des sanfteren Charakters der portugiesischen Stierkämpfe, nimmt das Publikum mit fast der gleichen Begeisterung an ihnen Anteil wie in dem spanischen Nachbarlande und in Lissabon ist ein Stierfechter Gegen- stand allgemeiner Huldigung.

Obgleich der portugiesische Stier- kampf weniger großartig ist als der spanische, so ist er auch weniger grau- sam und birgt in seinen einzelnen Gängen eine liebenswürdige Anmut, wie sie in der spanischen Arena völlig unbekannt ist.